

Norbert Reichling

## Wege der Integration – Migration und Identität. Das Beispiel Jüdisches Museum Westfalen (Dorsten)

מוזיאון  
יהודי  
וסטפליה  
**Jüdisches  
Museum  
Westfalen**

Das Jüdische Museum Westfalen (bis heute in Trägerschaft eines Vereins) entstand im Jahr 1992 aus einer Geschichtswerkstatt, die seit 1982 Lokal- und Regionalgeschichte mit dem Fokus auf jüdischer Geschichte bearbeitet hat. Es ist nicht an einem historischen Ort tätig, sondern sein Vorhandensein erklärt sich vor allem aus der Beharrlichkeit dieser Initiative. Den vorherrschenden Paradigmen dieser Phase folgend, spielte Migration hier zunächst nur als Exil und Flucht vor dem NS-Regime eine Rolle: Man nahm Kontakt zu Überlebenden der Shoah in den USA und Israel auf, lud einige von ihnen zu Besuchen ein, dokumentierte die Geschichten der Vertreibung und des Überlebens.

Jüdische Regionalgeschichte in einem breiteren Verständnis fand in einem zweiten Schritt die Aufmerksamkeit dieser „Forschungsgruppe Regionalgeschichte/Dorsten unterm Hakenkreuz“. Bei der Untersuchung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts gerieten die Verstädterungsbewegungen der Industrialisierungsperiode in den Blick oder die spezifischen Schicksale der sog. „Ostjuden“ im Ruhrgebiet. Diese Themen sowie die Wege einzelner jüdischer Deportierter und die Emigration nach Palästina während der Nazizeit spielen auch eine Rolle in unserer stark biografisch orientierten Dauerausstellung. Diese präsentiert neben der religiösen Tradition seit 2004 14 Lebenswege vom Mittelalter bis zur Gegenwart – Biografien, die für verschiedene Phasen und Probleme stehen.

In einem trinationalen (und dreisprachigen) Internetprojekt mit Kollegen aus Polen und den Niederlanden konnten wir 2005 nicht nur Vergleichsmöglichkeiten, sondern auch einzelne überraschende Querverbindungen zwischen den jüdischen Communities im Raum Lublin, in Groningen und in Westfalen aufzeigen. Eine von uns produzierte Wanderausstellung „Menschen – Steine – Migrationen“ über Spuren jüdischer Geschichte in ganz NRW weist noch einmal auf die drei wichtigen Migrationswellen des 20. Jahrhunderts hin – die „Ostjuden“ aus Galizien und Russisch-Polen seit 1900, die zentrale Rolle der „Displaced Persons“ nach 1945 und die Zuwanderung der letzten 20 Jahre.

### Die Eisendraths

Die Geschichte der großen jüdischen Gerberfamilie Eisendrath, um 1850 fast vollständig aus Dorsten in die Region Chicago ausgewandert, hat uns immer wieder beschäftigt: An ihr lassen sich exemplarisch Auswanderungsstrategien jener Zeit belegen, es ist eine Erfolgsgeschichte, die mit dem Bildungsgrad der Emigranten zusammenhängt. Der US-Familienclan hielt lange eng zusammen, spendete 1922 eine erkleckliche Summe für die Restaurierung des jüdischen Friedhofs im Dorstener Judenbusch und protestierte 1934 bei Hindenburg gegen die schmähhliche Behandlung der deutschen Juden. Da immer wieder Familienmitglieder bei uns in Dorsten vorbeischauten, haben wir auch ohne die Möglichkeit neuer Forschungen das Thema im Auge behalten, vor zwei Jahren eine englischsprachige Website mit Geschichten und Dokumenten der Familiengeschichte kreiert und im Sommer 2010 zu einem Familientreffen nach Dorsten eingeladen. Zu unserer eigenen Überraschung folgten fast 60 Familienmitglieder aus allen Teilen der USA und aus Belgien dieser Einladung, und wir haben im Juli vier Tage Gespräche, Vorträge und Exkursionen organisiert. Das Fazit der Teilnehmenden: Aus einem abstrakten Wissen über europäische und jüdische Wurzeln ist etwas Konkretes geworden. Es hilft den Besucher/innen, ihre Geschichte, insbesondere die ihrer Eltern und Großeltern, besser zu begreifen. „Old Europe“ kam den Gästen durch das Wissen um eine konkrete Gemeinde, den dortigen Kampf um orthodoxes und liberales Judentum, um Auswanderungsmotive und -wege, auch durch neues Wissen um Jüdische Museen und die Geschichtskultur der Bundesrepublik auf eine Weise näher, die sie außerordentlich bewegt hat.

### Das Projekt „Angekommen?!“

In erster Linie möchte ich aus einem Forschungs- und Ausstellungsprojekt berichten, das wir unter dem Titel „Angekommen?! Lebenswege jüdischer Einwanderer“ soeben abgeschlossen haben. Die schlichten Tatsachen vorneweg: Wir haben im ersten Halbjahr 2009 24 lange lebensgeschichtliche Interviews mit jüdischen Einwanderern ins Ruhrgebiet geführt, zumeist in russischer Sprache; diese wurden vollständig transkribiert und übersetzt. Wir haben bei der Auswahl der Interviewten auf den Pluralismus der Herkunft, Selbstverständnisse, religiösen und sonstigen Orientierungen, Einwanderungsphasen und Altersgruppen geachtet – und sind natürlich auf eine noch größere und oft verwirrende Vielfalt von Erfahrungen gestoßen.

Die Gespräche wurden von der Historikerin Dr. Svetlana Jebrak geführt und ausgewertet, die selbst Mitte der 90er Jahre aus Odessa in die Bundesrepublik kam. Aus ca. 1.000 Seiten Rohtext haben wir eine kleine Wanderausstellung, ein Büchlein<sup>1</sup> und eine pädagogische Handreichung<sup>2</sup> destilliert. Die Ausstellung wurde im Dorstener Jüdischen Museum von Februar bis Mai 2010 gezeigt als Beitrag zur Kulturhauptstadt Ruhr 2010. Sie war in Bochum zu Gast und wandert in den nächsten Wochen und Monaten u.a. nach Düsseldorf, Siegen und Marl. Begleitet wird sie jeweils von Vorträgen, Erzählcafés und kulturellen Veranstaltungen.

Warum dieses Projekt? Grundsätzlich sollte eine Einwanderungsgesellschaft auch die Erinnerung der Zugewanderten zur Kenntnis nehmen, und die Museumslandschaft hat seit einigen Jahren die daraus resultierenden Fragen diskutiert.<sup>3</sup> Die Erfahrungen der nun neu zusammengesetzten jüdischen Minderheit unterscheiden sich aber eklatant von denen anderer Einwanderer; sie umspannen andere Zeiträume und Regionen als z.B. die Geschichte der Arbeitsmigranten und -migrantinnen.

Die Kritik, dass lange genug „vormundschaftlich“ über die Einwanderer, aber allzu selten *mit ihnen* debattiert wurde, ist nicht von der Hand zu weisen. Eine beliebte These in diesem Zusammenhang lautet: „Wir müssen die Zuwanderer noch zu echten Juden machen.“ – dass dies als kränkend empfunden wird, liegt nahe. Daher empfanden wir es als dringend, den Betroffenen und ihren individuellen Perspektiven Raum zu geben. Ein biografischer Zugang schien geeignet, diesen noch nicht ganz abgeschlossenen Prozess besser zu verstehen. (Zur Regionalspezifität eine illustrierende Zahl: Im Ruhrgebiet beträgt der Anteil der in den letzten 20 Jahren eingewanderten „postsowjetischen“ Juden in den Kultusgemeinden nicht 60-70 % wie in den Großstadt-Gemeinden, sondern zwischen 98 und 99 %!)

Die wichtigsten unserer Fragestellungen lauteten:

- Welche Erfahrungen mit dem Jüdischsein wurden in der Sowjetunion bzw. den GUS-Staaten gemacht? Wie wichtig waren Religion und die Weitergabe von jüdischen Traditionen?
- Was führte zum Emigrationsentschluss, gab es darüber familiäre Konflikte?
- Wie nahm die soziale Umgebung – jüdische und nichtjüdische – den Entschluss auf?
- Welches Bild von Deutschland lag der Zielentscheidung zugrunde?
- Wie nahm die jüdische und nichtjüdische Umgebung den Entschluss auf?
- Wie wurden Beantragung, Transfer und erste Aufnahme erlebt?
- Was waren die ersten Eindrücke von Deutschland, den jüdischen Gemeinden und der Mehrheitsgesellschaft? Welche Hilfsangebote wurden genutzt?
- Ist die berufliche und soziale Integration gelungen? Wie sind Ältere, wie Jüngere mit der neuen Lage umgegangen?
- Wie wirkt das Gemeindeleben auf die Neuzuwanderer? Hat es sich verändert in der Zeit ihrer Anwesenheit? Fühlen sich die neuen Mitglieder angemessen vertreten? Wie viel religiösen Pluralismus und Offenheit haben sie erfahren?

Zu den Gesprächspartnern gehörten Frauen und Männer, Ehepaare, jüdische und – nach dem Religionsgesetz – nicht jüdische Ehepartner und Kinder, Menschen zwischen 19 und 90 Jahren, die aus Russland, der Ukraine, dem Baltikum und aus Weißrussland stammen.

Eine Zusammenfassung der Ergebnisse ist schwierig. Ich versuche es einmal mit einem Typologierungsversuch – wohl wissend, dass in einer solchen Zuspitzung immer Vergrößerungen stecken und sich in der einzelnen Biografie solche Muster stets mischen.

### Die Flüchtlinge

Diejenigen, die ein klares Bild dessen zeichnen, wovor sie geflohen sind – Antisemitismus, terroristisches Militär oder schlicht unerträgliche Lebensbedingungen – möchte ich als Flüchtlinge bezeichnen. (Rechtlich fielen ja alle unter die merkwürdige Kategorie „Kontingentflüchtlinge“). Unsere Gesprächspartner dazu:

*Das Leben lang war der Antisemitismus präsent. D.h. ein Jude spürte immer, dass er ein Jude ist, in dem Sinne, dass er immer besser als die anderen sein musste.... sprich: den Juden wurden die Noten niedriger angesetzt. Die Medaillen wurden nicht gegeben. (Hanna G.)*

<sup>1</sup> Svetlana Jebrak/Norbert Reichling (Hrsg.): *Angekommen?! Lebenswege jüdischer Einwanderer*, Berlin 2010

<sup>2</sup> Jüdisches Museum Westfalen (Hrsg.): *Angekommen?! Jüdische Zuwanderung nach Deutschland 1990-2010. Materialien und Vorschläge zur pädagogischen Arbeit*, Dorsten 2010 (Download unter: <http://www.jmw-dorsten.de/files/jmw-handreichung-angekommen.pdf>)

<sup>3</sup> vgl. Mathilde Jamin: *Wem gehört die Migrationsgeschichte?* in: *Museen im Rheinland 2-2005*

*Im Herzen lagerte sich all das ab, all diese Ungerechtigkeit, dieses ständige, dass du nicht so bist wie sie. Das heißt: Du bist die zweite Wahl, weil Du ein Jude bist... Verstehen Sie, den Staatsantisemitismus, den gab es nicht, es gab aber so einen versteckten Antisemitismus..... warum sagte man: „Ah, Juden!... im Krieg saßen sie die ganze Zeit in Taschkent!“ Verstehen Sie? Der Staat hat niemandem erklärt, dass die Juden dort waren, weil sie vor ihrem Tod weg liefen. (Semen Ch.)*

*Gerüchte begannen umzulaufen, dass an diesem Tag ein Pogrom sein würde... Eine meiner Kolleginnen sagte mir: „Grigorij Morduchajewitsch“ vielleicht wäre es besser, dass Sie für eine Weile zu uns umziehen. Mit der ganzen Familie.“ (Grigorij G.)*

*Zwar saß ich weder im Lager noch sonstwo, und wurde erst nach dem Krieg geboren, und meine Eltern waren gut situiert für die damaligen Verhältnisse, wir litten also nicht Not. Aber selbst wir lebten so, dass es ganz klar zu erkennen war, dass ein normaler Mensch so nicht leben kann. (Serhij R.)*

### Die Kontinuitätsorientierten

Wenngleich fast niemand auf eine intensive religiöse Praxis in der Sowjetunion zurückblickt, verweist doch die Mehrzahl der Gesprächspartner auf einzelne Elemente jüdischer Tradition, z.B. das Jiddische oder bestimmte Speisen – und auf den Willen, diese fortzusetzen:

*Meine Mutter, die eine jüdische Schule in Leningrad besucht hatte, sprach mit ihrer Mutter Jiddisch. Ich konnte durch das Zuhören lernen. Die Küche meiner Großmutter: Zimmes, Hamantaschen, die Hühnersuppe mit Knebele mochte ich nicht besonders, half aber gerne beim Mazzebacken mit. (Boris W.)*

*Mich empört sehr oft, dass die Leute sagen, dass wir dort unterdrückt wurden, wir dort verfolgt wurden, und darum kennen wir die Sprache nicht, das nicht, dies nicht... Dabei konnte unter allen diesen Bedingungen jeder, der ein Jude sein wollte, auch ein Jude sein. Es kann sein, dass ich das sage, weil ich aus einer jüdischen Stadt komme? Aber, ich war in meiner Seele immer stolz darauf, dass ich eine Jüdin bin. .... Mein Vorname ist Hanna, mein Vatersname ist Moiseewna! Mein Bruder heißt Lasar, und er ist auch Moiseewitsch, d.h. wir haben uns nie von unseren Wurzeln losgesagt. Unsere Eltern konnten uns ganz andere, normale russische Namen geben – sie haben es aber nicht getan... Mein Vater sagte: Wenn du etwas im Kopf hast, so wird es dich nicht stören. (Hanna G.)*

*Wenn es keine orthodoxen Juden gegeben hätte, wäre diese komplizierte Religion nicht mehr vorhanden. (Mykhaylo M.)*

Eine andere Form der Traditionsorientierung bezieht sich auf die Rote Armee:

*Meine Großväter waren Offiziere. Es gab einen Widerstand gegen die Deutschen, und ich kann mich mit der Opferrolle in Deutschland nicht anfreunden. Ich bin nicht nur das Opfer, und ich sehe es auch nicht ein, es meinen Kindern zu vermitteln, dass wir nur die Opfer waren. Die Idee des Widerstands gegen ein Unrecht ist eine gute Idee, ist auch eine jüdische Idee. Und das muss man auch seinen Kindern weitergeben. (Roman G.)*

### Die Neuerweckten

Neue religiöse Inspiration bis hin zur Begeisterung für das Judentum, seine Lebensformen und Gebote fanden wir nur bei wenigen, z.B. bei diesem Ehepaar aus Essen:

*Ich habe die hebräischen Schriften und die jüdische Tradition kennen gelernt. Ich spürte das Bedürfnis, jüdisch zu leben. (Anna M.)*

*Ich habe immer gewusst, dass ich Jude bin. Gefühlt habe ich es zum ersten Mal nach der Auswanderung... Das Wichtigste für mich und für meine Frau auch ist der Schabbat, wenn ich von der Arbeit am Freitag um 2 Uhr komme. Schabbat beginnt gewöhnlich um 5 Uhr. Und wenn ich die Tür aufmache, und mir sofort der Duft einer Challa in die Nase kommt, das ist der Duft des Schabbat. (Illya M.)*

### Die Pragmatiker/innen

Pragmatismus wurde den Zuwanderern in großen Mengen abverlangt, und er wurde auch in den Interviews sehr deutlich:

- z. B. in Bezug auf die Intensität jüdischen Lebens: *Es ist mir im Laufe der Jahre klar geworden, dass man, wenn man schon nicht vollständig jüdisch leben kann, zumindest die großen Feste und die schöne jüdische Tradition erhalten und weiterführen muss und das auch so seinen Kindern weitergeben sollte. (Roman G.)*

- z.B. im Hinblick auf die jüdischen Gemeinden nach 1989: *als wir zuerst kamen, zu Rosch-ha-Schana 1992, da gingen wir herein, da saßen dort im Gebetsraum etwa 20 einheimische Juden. Sie waren meistens polnischer Abstammung, aber sie lebten hier ihr ganzes Leben lang, seit dem Krieg... Sie alle, natürlich, haben den Holocaust überlebt, sie waren in KZs. Hier waren auch einheimische Juden, deutsche Juden – damals waren sie noch da, jetzt ist keiner mehr übrig. D.h. wenn wir, die Ankömmlinge, nicht wären, so wäre hier kein Leben. (Semen Ch.)*

- z.B. hinsichtlich der Migrationsziele: *Diejenigen, die „nach etwas“ ziehen, sind zufrieden je nachdem, inwieweit ihre Erwartungen in Erfüllung gingen. Wir zogen „weg von etwas“ – von der Armee – und für uns war immer, wie schwer es uns auch ging, klar: unser Hauptproblem haben wir gelöst. (Sofia M.)*

### Die Skeptiker/innen

Manchmal haben wir uns gewundert, wie wenig Skepsis geäußert wurde angesichts der weit verbreiteten schlechten Erfahrungen etwa auf dem Arbeitsmarkt.

Bei den Älteren bleibt ein Rest des Grundmisstrauens gegen Deutschland erkennbar:

*Ich kann nicht sagen, was in 20 Jahren sein wird. Juden, denke ich, sollten sich hier ungemütlich fühlen. In Australien dagegen kann man, wenn an der Arbeitsstelle gefragt wird, ruhig sagen: „Ich bin ein Jude“. Und Punkt! Eine Frage – eine Antwort. Aber in Deutschland ... (Irina G.)*

*Meine ganze Verwandtschaft glaubt nicht, dass wir als Juden hier normal leben können. Wenn z.B. die Generation meiner Eltern das sagt – okay, das kann ich nachvollziehen. Aber, wenn meine Generation oder die jüngere Generationen das sagt, das kann ich nicht mehr nachvollziehen! (...) Nichtsdestotrotz steht neben der Dortmunder Synagoge ein Polizeiwagen – immer noch. Und das hat natürlich unserer israelischen Verwandtschaft überhaupt nicht gefallen. (Nelli B.)*

Es gibt nur wenige, die schonungslos über ihren beruflichen Misserfolg und ihre vermisste Integration gesprochen haben:

*Wir leben quasi in unserer Vergangenheit. (...) Ohne Sprache, ohne Freunde hier, die Deutschen, die deutsche Bevölkerung, ohne Arbeit – das ist ein Gebrechen. Das ist wie ein Mensch mit einem Bein. Ohne Krücke kann er nicht laufen. D.h. für uns ist das ein sehr schmerzhafter Schritt. Ich habe sogar diesbezüglich eine Formel...: „Emigration ist eine Krankheit. Und in je früherem Alter du sie hinter dich bringst, desto mehr Chancen, dass du wieder gesund wirst.“ (...) Wir wurden krank in etwas späterem Alter, bei uns wurde sie chronisch. (Serhij H.)*

Und wir fanden deutliche Zweifel an der Zukunftsfähigkeit der Gemeinden vor:

*Die Alten regieren in unseren Gemeinden und die Jungen bleiben dem Geschehen fern. (Valeria G.)*

*... man nimmt Geld an, viel Geld, baut dafür eine Synagoge, die leer bleibt im Endeffekt. Überall im Ruhrgebiet werden Synagogen gebaut, aber kaum einer geht hin. In Deutschland müssen Leute mit Fahrausweisen ausgestattet werden, damit die Synagoge am Freitagabend und am Samstag in der Frühe nicht leer bleibt. Man baut eine Kulisse, und die Juden dort sind Protagonisten. Sie haben nicht das Bedürfnis, das weiterzugeben, es zu erhalten. Es ist einfach nur mehr oder weniger Show. (Roman G.)*

### Die Eklektiker/innen

Noch wenige Beispiele dafür, wie vielfältig die Identitätswürfe und Bezugspunkte der Jüdischkeit sein können:

*Deutschland lag geografisch und auch mental näher als Israel. Ich bin mit Schriftstellern wie Lion Feuchtwanger groß geworden. (Alexandra K.)*

*Aufgewachsen in der Ukraine, der Opa, der gegen die Deutschen gekämpft hat, wohnt jetzt hier, und wir entwickeln jüdisches Leben und fühlen uns als deutsche Juden mit unserem Hintergrund und allem, was daran hängt – das ist schon ein außergewöhnliches Gefühl, und die Geschichte wird zeigen, wie sich das entwickelt. (Roman G.)*

*Wenn ich irgendwelche Stars im Fernseher sehe, die auch jüdisch sind, dann denke ich so etwas wie: „War klar!“ Das ist das Jüdische in mir: dass ich vielleicht stolz darauf bin, dass ich dazu gehöre, dass ich es cool finde. Ich möchte mich halt unterscheiden. Ich möchte nicht so sein, wie alle, wahrscheinlich deswegen, habe ich auch das Judentum gewählt, weil es so, es ist so extraordinär. Verstehen Sie? Das ist immer so wow! (Ksenia G.)*

Es könnte sein, dass gerade ein solcher Eklektizismus in Zukunft noch bedeutsamer wird; die jungen Zuwanderer/innen der 2. Generation scheinen mit den Identitätsfragen etwas unverkrampfter, weniger binär denkend, vielleicht sogar in Richtung auf multiple und transkulturelle Selbstentwürfe umzugehen.

Ich bitte noch einmal um Nachsicht für die vielleicht kühl erscheinende Distanz, die in diesem Versuch einer Abstraktion steckt; die dramatischen und bewegenden Erfahrungen, die dahinter liegen, sind uns dennoch ständig bewusst.

Mir ist auch bewusst, dass diese Arten der Selbstpräsentation auch von den Erwartungen der Umgebung und der Aufnahmegesellschaft, auch von unseren Zugängen zu den Gesprächspartner/innen geprägt sind. Aber in ihrer Bandbreite verweisen sie dennoch auf recht verschiedene Erfahrungen und individuelle Gewichtung, Entscheidung und Erfahrungsverarbeitung (wobei die Frage, ob und wie sich diese Typisierung unterscheidet von einem Blick auf das gesamte Spektrum der Juden in Deutschland, hier offen bleiben muss).

### Eine neue Lage

In den jüdischen Gemeinden und auch außerhalb der Gemeinden ist mit dieser Zuwanderung eine ganz neue Diaspora-Gruppe entstanden – mit Bindungen „hier“ und „dort“ in der ehemaligen Heimat. Das zu erwartende veränderte Judentum in Deutschland wird auch die Mehrheitsgesellschaft berühren, weil die hergebrachte kulturell-politisch-symbolische Arbeitsteilung in Zukunft nicht mehr unverändert funktionieren kann – z.B. in Sachen „Gedenktage“.

Was die Einwanderung für die jüdischen Museen bedeutet, ist m. E. noch nicht klar absehbar. Erste, vielleicht banale Beobachtungen: Wir haben es nunmehr mit selbstbewussteren Gemeinden zu tun und wir stoßen in ihren Repräsentanten zugleich auf Gesprächspartner, die in der Regel die deutsch-jüdische Tradition schlechter kennen als wir, sie also auch bisher nicht repräsentieren können. In den Stadtgesellschaften und Diskussionskulturen des Ruhrgebiets bewegen sich die Sprecher/innen der Gemeinden meist noch nicht souverän. In der zweiten Generation dieser Gruppe wachsen hochgebildete und hochmotivierte Menschen heran, die in den Jüdischen Museen – auch in den kleineren der „Provinz“ – stärker aktiv werden könnten und uns aus der Stellvertreter-Aufgabe, die wir in den letzten Jahrzehnten erfüllt haben, ein Stück befreien könnten. Die wissenschaftliche Unabhängigkeit der Museen von Verbänden und Körperschaften, die Freiheit ihrer Forschung und Präsentationen bleibt bei alledem ein wertvolles Gut.

In der Gründungsphase unseres Museums sprachen wir – wie andere auch – von einem „Museum von Nichtjuden für Nichtjuden“. Dies hat sich verändert, wir kooperieren projektbezogen mit den uns umgebenden Gemeinden in Gelsenkirchen, Bochum und Recklinghausen, es gibt gegenseitige Beratung, es kommen auch gelegentlich Gruppen der Gemeinden und ihrer Jugendarbeit ins Museum.

Wenn wir etwas über jüdische Gegenwart aussagen wollen, müssen wir uns stärker auf die Zugewanderten und ihre Perspektiven beziehen. Ein neues Grundnarrativ – dem der „zerbrochenen deutsch-jüdischen Symbiose“ folgend – sehe ich noch nicht, sondern zunächst einmal die Notwendigkeit, die vielbeschworene „jüdische Binnenperspektive“ im Plural zu denken. Der oft vernehmbaren Polemik à la Broder, Brocke etc., es interessierten uns nur tote Juden, lässt sich entgegentreten, wenn wir uns tatsächlich mit diesen neuen Gemeinden, ihrer kulturellen Umgebung und auch den von den Gemeinden distanzierenden jüdischen Milieus in Kulturvereinen usf. auseinandersetzen: Mehr Ingenieure als Dichter, mehr IT-Fachleute als Violinisten, mehr unklare und suchende religiöse Identitäten als überzeugte Synagogenbesucher, mehr individuelle Überlebensstrategien als Bestätigungen unserer Erwartungen, eine Phase der Unübersichtlichkeit eben... Aber warum sollte wir uns nicht das gleiche zumuten wie unseren Besucherinnen und Besuchern: Abschied von Klischees, Enttypisierungen, überraschende Einsichten?

### *Beitrag zur Tagung*

*„25 Jahre jüdische Museen in Deutschland. Wandel und Herausforderung“  
(Jüdisches Kulturmuseum Augsburg-Schwaben, 25. und 24. Oktober 2010)*